✣ Kraft. ✣

Roman in zwei Bänden von Fritz Mauthner.

(11. Fortsetzung).

Van Tenius hatte mit gekreuzten Armen zugehört.

„Ich finde Ihre Argumente nicht ganz logisch, lieber Herr Kollege. Bewiesen ist die Zeit des Mordes eben auch nur so so. Ist nun etwas an der Aussage des Kutschers, so spräche es eben dafür, daß der Mord schon am Sonntag Abend ..."

„Aber, Herr Rechtsanwalt, der Pole ist den ganzen Sonntag bis fünf Uhr in Gesellschaft seiner Genossen gewesen. Hätte der Mord also schon am Sonntag stattgefunden, so hätte ihn doch der Pole nicht begangen."

„Das nehme ich eben an, Herr Kollege, daß der Pole unschuldig ist."

„Ganz nach Belieben, Herr Rechtsanwalt. Sie werden das in Ihrem Plaidoyer näher ausführen.

Van Tenius bedauerte schon, daß das Gespräch eine scharfe Wendung nahm. Er lenkte ein.

„Sie waren so freundlich, Herr Kollege, mir jetzt schon den Zwischenfall mit dem Kutscher mitzutheilen. Ich will mich dankbar beweisen und Ihnen sagen, daß ich in meinem Plaidoyer sicherlich auf diesen Kutscher zurückkommen werde. Wenn Sie diese Fährte jetzt gänzlich verlassen, werde ich das für meinen Polen auszunützen suchen."

Dem Rechtsanwalt stand der Schweiß auf der Stirn. Aber er konnte nicht anders. Er mußte der Behörde helfen.

Ironisch aber gemüthlich antwortete der Richter:

„Sie hätten Staatsanwalt werden sollen, Herr Rechtsanwalt."

„Als ob Staat und Recht Gegensätze wären!"

„Der Kutscher hat sich erst am Sonnabend um 5 Uhr gemeldet. Zerpen ist vorher, am Donnerstag begraben worden. Wir konnten den Kutscher also nicht gut unmittelbar nach der That zur Leiche führen."

„Aber Sie konnten die Identität Zerpens mit dem Unbekannten des Kutschers durch Photographien feststellen."

„Das können wir noch thun, Herr Rechtsanwalt. Und damit Sie in Ihrem Plaidoyer den Sieg über unsere armen und unwissenden Beamten nicht zu leicht haben, soll es auch noch geschehen. Eigentlich war das wieder sehr patent von Ihnen. Wo kneipen Sie jetzt?" ...

Am Dienstag wurde der Kutscher nach dem Kriminalgericht gerufen. Es wurden ihm zwei Photographien vorgelegt. Auf der einen war Zerpen abgebildet, wie er in seinem kurzen Schlafrock von persischem Muster in einem Polsterstuhl saß, ein Buch in der rechten Hand, eine Cigarette in der linken. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob er eben ein lyrisches Gedicht gelesen hätte und es mit Rührung nachempfände.

Die andere Photographie war nach der Leiche gemacht worden. So wie man Zerpen, ohne Rock und ohne Stiefel, nach vierundzwanzigstündigem Regen im aufgeweichten Boden gefunden hatte, so hatte ihn ein Amateur-Photograph aufgenommen, der Mitarbeiter eines Familienblattes.

Der Kutscher beguckte sich beide Bilder lange und aufmerksam.

„Nee hören Se," sagte er endlich, „da werde ick den Preis nich verdienen. Hier wo er mit dem Maskenanzug dasitzt, is er ihm allenfalls ähnlich. Besonders der Schnurrbart. Der Schnurrbart is et. Aber sonst. Na, ick bin ein ehrlicher Mann. So ne Jlatze kann der Herr jarnich jehabt haben, und ausgesehen hat er janz anders. Nee da is nischt los. Der Schnurrbart is et, aber weiter nischt. Und hier die Wasserleiche, die is er janz jewiß nich. Meiner is um zwanzig Jahre jünger. Und überhaupt. Ick habe mir geirrt. Nehmen Sie's man ja nich übel!"

Siebentes Kapitel.

Schon wenige Tage nach der officiellen Uebernahme der Vertheidigung entdeckte van Tenius zu seiner eigenen Ueberraschung, daß er seine alte Sicherheit so ziemlich wiedergewonnen hatte. Kaum vierzehn Tage hatte er seine große statistische Arbeit über Betriebsunfälle und Berufskrankheiten der Arbeiter liegen lassen. Jetzt konnte er wieder rüstig darangehen und über seiner Aufgabe die schreckliche Unterbrechung vergessen. Aber auch vor Gericht, und selbst, wenn er sich vorbereitend mit seinem Polen beschäftigte, vergaß er häufig seinen persönlichen Antheil an dem Verbrechen. Er hatte es über sich vermocht, die Vertheidigung von seinem besseren Wissen oder seiner höheren Pflicht oder seinem Gewissen, oder wie das Ding hieß, zu trennen. Mit einiger Ironie betrachtete er das Walten der Gerechtigkeit, wie er es täglich um sich sah, und hatte als Jurist die Ueberzeugung gewonnen, daß der wahre Thäter nicht entdeckt werden würde. Nur ab und zu fuhr es ihm plötzlich wie das Anhauchen eines bösen Geistes über die Stirn. Bei Tage oder bei Nacht. Plötzlich, wie eine unbekannte Hand, die ihm drohte, — mit dem Ende drohte.

Was denn auch weiter! Dann kam eben das Ende. Sein persönliches Ich kehrte heim zum Allgemeinen und baute unpersönlich weiter am Weltganzen. Er hatte sich vorgesetzt, ein bischen mitzubauen, persönlich, lebendig, mit seinem Bewußtsein, zur Befriedigung — wessen? Seiner Kraft, seiner Eitelkeit? Das war der ganze Unterschied. Ob er lebendig mit seiner Eitelkeit dabei war oder todt ohne Eitelkeit, — so oder so, die Natur verbrauchte ihn.

Nur in einem Falle verspürte er das Anhauchen des bösen Geistes wie eine Qual. Wenn er mit Marianne allein sein mußte. Sonst sah er's schon kommen, daß er sich mit dem geehrten Gewissen abfinden würde. Er hatte eben im Drange der Umstände etwas Ungesetzliches begangen. Fast jeder Mensch begeht einmal ungestraft etwas Ungesetzliches. Fast jeder Mensch hat einmal in einer öffentlichen Anlage einen Blüthenzweig abgerissen, aus Freude an der Blume, aus Liebe zu einer hübschen Begleiterin oder gar ganz gedankenlos. Und die Parkwächter verfolgen so eine Uebertretung fast niemals. Nun hatte er auch so etwas gethan, nur leider eine That, die alle Parkwächter alarmirte. Da muß er freilich aufpassen, daß man ihn nicht erwischt. Und so wird er mit einem Verbrecherbewußtsein herumlaufen, einige Zeit, recht lange, sein ganzes Leben vielleicht.

Ob er moralisch irrsinnig ist? Vielleicht doch wohl nicht. Er wird genauer beobachten, und sollte er wirklich unheilbar krank sein, dann ist ja immer noch Zeit. Man muß sich mit seinem Selbst auf einen vernünftigen Fuß stellen. Ein Maurer, der vom Gerüst fällt und dadurch gerettet wird, daß er einem Andern auf den Rücken stürzt und ihn so todtschlägt. Ja, so ein Maurer ist also auch ein Todtschläger, und wird die abscheuliche Geschichte auch vergessen lernen, wird mit sich selbst fertig werden. Bei der Arbeit vielleicht. Nur Schwindelanfälle werden ihm als Mahnung bleiben.

Ja, wenn er aber mit Marianne zusammensein mußte, empfand van Tenius seine Lage als unerträglich schwer. Vierzehn Tage lang war er einer heimlichen Zusammenkunft ausgewichen. Er hatte keine Ausrede gebraucht. Morgen oder heute kann ich nicht, hatte er einfach gesagt. Und Marianne hatte das hingenommen wie einen Regentag, der Einen traurig stimmen kann, wegen dessen man aber nicht zürnen darf. Blindlings vertraute sie auf seine Liebe und Treue. Aber nach vierzehn Tagen, als sie einmal allein waren, die wenigen Minuten, während Offendorffs Rollstuhl in's Speisezimmer gebracht wurde, da fragte sie wieder und dieses Mal bittend, dringend:

„Können wir uns morgen sehen?"

Wieder hatte van Tenius auf den Lippen:

„Ich kann nicht!"

Loslösen hätte er das arme Weib von sich mögen, damit ihre Seele frei ausginge, wenn es doch zum Schlimmsten käme. Aber auch er sehnte sich ja nach dem Druck ihrer Hand, nach dem lieben Blick ihrer Augen und so sagte er fast wider Willen:

„Wann?"

„Um fünf Uhr im Schloßgarten."

„Ich werde da sein!"

Sie trafen sich an der gewohnten Stelle; Marianne legte ihren Arm in seinen und ging zufrieden lächelnd neben ihm her. Wie immer war es ihm überlassen, den Weg zu wählen, nach der Uhr zu sehen, Vorsicht zu üben, Menschen auszuweichen. Sie wollte nicht denken, wenn sie an seiner Seite war. Zu sagen hatte sie nicht viel. Kaum etwas zu fragen. Was ihn bedrückte, was ihn die Tage über verhindert hatte, ihrem Ruf zu folgen? Das mußte etwas Ernstes sein, aber seine Sache war es, ob er mit ihr davon sprechen wollte oder nicht. Ohne dieses Vertrauen wäre sie nicht glücklich gewesen.

Van Tenius hielt ihren Arm fest und machte nur von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über eine Blume oder über einen seltenen Strauch. Er war anderswo mit seinen Gedanken. Durfte er denn die geliebte Frau noch berühren? War er nicht friedlos geworden? Der böse Geist hauchte ihm auf die Stirn und eine unsichtbare Hand wollte sich zwischen ihn und die Geliebte drängen. Um so fester preßte er ihren Arm. Er wollte sie nicht verlieren. Um ihretwillen war es ja geschehen, und um ihretwillen, um sie zu behalten, um sie zu beschützen, wollte er brutal den Kampf aufnehmen, sich behaupten gegen eine Welt, auch gegen einen bösen Geist und eine unsichtbare Hand.

„Du mußt Geduld mit mir haben," sagte er endlich; es lastet etwas auf mir."

„Kannst Du es mir nicht sagen?"

„Nein."

„Niemals?"

„Nein. Bescheiden wir uns. Wir sind zwei Scherben aus gleichem Thon. Zwei Scherben, die zu einander passen. Bilden wir uns nicht ein, daß wir uns zu etwas Ganzem verbinden können."

„Sprich nicht so," sagte Marianne und bog ihre Hand herab, daß sie seine Finger berührte. „Mein Leben magst Du mit einem Scherben vergleichen. Aber Deines nicht. Von Dir sollst Du so etwas nicht sagen. Nicht nur, weil es mir weh thut. Es ist auch nicht wahr!"

Van Tenius fuhr ihr dankbar und schmeichelnd mit seiner linken Hand über die ihre. Sie sagte noch leiser und schüchterner:

„Du kennst mich immer noch nicht. Mir kommt Zweifel immer wie Schwäche vor. Adlige Menschen, wie Du, sollten nie zweifeln. Sieh, Robert, ich bin ja dumm. Aber ... Schon vor dem Unglück war mir Wolfgang oft so ... Er war zwar tüchtig in seinem Beruf. Aber er zweifelte doch eigentlich an der Nothwendigkeit von alledem, von dem Militär und so. Und sieh, darum bin ich ihm schon damals fremd geworden. Weil er nicht eins war mit seinem Beruf. Und darum bin ich Dir so vertraut, weil Du selbst willst, was Du ... ja, weißt Du: das, was Du willst, ist Dein eigener Wille. Ich habe Dich lieb, gerade darum, weil Du kein Scherben bist, wie ... manche Andere immer waren."

Van Tenius antwortete nicht gleich. Seine Stimmung konnte er der Geliebten nicht verbergen. Nur über den Grund konnte er täuschen. Und nicht einmal Täuschung war es, wenn er sein ganzes arbeitsames Leben überblickte und sich dann unzufrieden nannte.

Wieder einmal erzählte er ihr von seiner Jugend, aber diesmal anders, bitterer als sonst. Eine völlig mittellose Waise war er von seinem achten Jahre an gewesen. Ganz und gar von den Wohlthaten wohlhabender Verwandten abhängig. Man hatte ihn großmüthig nicht zu einem Handwerker in die Lehre gegeben, man hatte ihn, weil er ein begabtes Kind war, studiren lassen; fünfzehn Jahre lang hatte er Bettelbrod gegessen. Sie hatten ihn nicht kärglich gehalten die Verwandten. Aber täglich mußte er die Unterstützung bezahlen mit dem besten Stolze seiner Seele. Liebe hatte er heucheln müssen, Dankbarkeit, Achtung. Zwölf Geburtstage hatte er sich merken müssen. Zu jedem Geburtstag hatte er einen schönen Brief schreiben müssen, und zwölf auf einmal zu Weihnachten. Niemals warf man ihm die Wohlthaten vor. Man lobte ihn, aber gönnerhaft. Fünfzehn Jahre lang hatten die Onkel und Vettern — und wie erst die Frauen, — ihn mit ihrer Gönnerhaftigkeit hineingetrieben in den Haß gegen ererbten Reichthum, in den Haß gegen sich selbst, gegen seine eigene Unwahrheit, gegen sein knechtisches Wesen.

„Du wirst es kaum glauben, Marianne, aber erst zwölf Jahre war ich alt, da hab' ich das Programm meines Lebens entworfen, nach dem ich bis heute gelebt habe. Vielleicht war es auch ein Lehrer, dem ich das Programm verdanke. Ein armer trauriger Mensch, der mich lieb hatte. Er hatte nichts zu verschenken, als seine Trauer. Zwölf Jahre war ich erst alt, da nahm ich mir vor, undankbar zu sein, die Gnaden aller der Vettern und Basen hinzunehmen, meine Seele dafür zu knechten, die Komödie dafür zu spielen, weil ich war lernen wollte, weil ich Hammer sein wollte und nicht Ambos, weil ich einmal als Mann an der Tafel des Lebens sitzen wollte, an der geschmückten Tafel, nicht in der Bedientenstube, nicht aufwartend, nicht unter dem Tisch die Brosamen zusammensuchend. Die hohe Weisheit! Fünfzehn Jahre Bedienter und nachher bei Tisch sitzen! Und damals schon sagte sich der zwölfjährige Junge, und ich versichere Dich, Marianne, ich sagte mir's damals klar und jugendlich edel und fest, ich kann es Dir beweisen durch Tagebuchblätter: daß ich der Hammer sein wollte nicht gegen die andern Knechte, nicht gegen den allgemeinen Ambos, sondern der stärkere Hammer gegen die andern Hämmer, die auf mich losschlügen, daß ich meine Kraft und mein Gelerntes anwenden wollte zu Gunsten meiner Genossen, der Knechte und Bedienten!"

Marianne wußte, daß sich dann, gerade als van Tenius seine Studien vollendet hatte, seine Lebensschicksale veränderten. Ein reicher Onkel war ohne Testament gestorben und dem neugebackenen Doktor juris war eine Erbschaft zugefallen. Eine Erbschaft, für die er nicht dankbar zu sein brauchte. Gerade genug, daß ein bescheidener einsamer Mensch, ein Volksanwalt, von den Zinsen beinahe leben konnte. Sie erinnerte den Freund jetzt daran, daß durch diesen Zufall doch Alles ausgeglichen wäre, daß er nun sein Programm ausführen konnte.

Van Tenius lachte auf.

„Ja wohl, ich kann mir eine Stube bezahlen und mein Essen und zu Weihnachten einen neuen Anzug. Ich brauche auch weiter nichts. Und da mir nicht Geld genug bleibt, um einem Armen ein Stück Brod zu geben, so kann ich, was man mich lernen ließ, den Armen zur Verfügung stellen. Aber fünfzehn Jahre habe ich lügen müssen, um das zu erreichen, und zwölf Menschen, lebendige und todte, haben das Recht, mich einen Lügner zu nennen."

(Fortsetzung folgt.)

— Die höhere Tochter. Lehrerin: „Fräulein Sust, welche Entdeckung halten Sie für die größte und wichtigste?" — Sust (verschämt): Die — die Entdeckung des eigenen Herzens."

— Gut ausgelegt. „Du hast mir versprochen, einen Hut zu kaufen." — „Ich dachte gar nicht daran." — „Bei Deiner Vergeßlichkeit ein wahrer Segen, daß Dir eine Frau mit gutem Gedächtniß zur Seite steht!"

Der Ueber-Gründer.

Skizze von Heinrich Goetes.

An einem regennassen Tage saß an der verzwickten und krummen Straße durch den Wald ein armer Schlucker auf dem Wegstein. Es fror ihn in dem dünnen Rock, und sein Magen bellte. Da knarrten Räder. Keuchend zog ein Bäuerlein seinen Handwagen weiter, auf dem hochgetürmt viele Bündel Holz schaukelten.

Der Mann rastete erschöpft, und der Schlucker sprach zu ihm: „Habt Ihr nichts zu essen bei Euch"? „Nein," antwortete der Bauer, „aber wenn Ihr mir die Last bis an mein Haus schieben helft, so soll es auf ein Abendbrot nicht ankommen." Damit war der andere einverstanden und stellte sich an das Hinterrad. Als sie etwa 50 Schritte weiter waren, zog er behutsam ein Bündel aus dem Stapel und warf es seitwärts in den Graben. Die Stelle merkte er sich genau. Nach einer Strecke wieder eins, und so fort bis zum Waldesrande. Der Bauer wendete sich und rief: „Bist ein tüchtiger Bursche, es zieht sich viel leichter, ohne deine Arme steckte ich wahrhaftig noch im Lehm und wüßte nicht heimzukommen."

Jetzt lag Dorf und Anwesen vor ihnen. Hurtig gings zum Tor hinein, der Holzwagen kam auf die Tenne, wie er war. Man sah ihm nichts an, denn die fehlenden Bündel waren aus der Mitte entfernt und die anderen um den Hohlraum gespreizt. Das Abendessen mundete nicht schlecht. Die Bäuerin wartete mit Speckkuchen auf, mit Brot und geräucherter Blutwurst, für jeden gab es einen ansehnlichen Kornschnapps und hinterher einen Krug mit Braunbier. Dankbar bot der Bauer dem Helfer sogar Nachtquartier auf dem Heuboden. Aber der blieb nicht. Er habe noch dringende Geschäfte. Mittlerweile war es dunkel geworden. So ging er um das Dorf herum, den Weg zurück in den Wald hinein. Hier sammelte er die Bündel eins nach dem andern, schleppte viele Stunden lang und brachte sie endlich zusammen. Auf dem Holz sitzend und an einen Baum gelehnt schlief er etwas. Am Morgen beredete er einen Knecht, der zur Stadt mit zwei Gäulen karrte, ihn und die Last mitzunehmen. Vom Frühstück des Knechts bekam er ob und verkaufte das Holz einem Bäcker für zwei Taler und sechs frische Semmeln.

Das war der erste Erfolg des betriebsamen Gesellen. Daran schlossen sich mehrere. Die zwei Taler verwandte er zum Erwerb eines Fäßchens etwas anrüchiger Heringe am Fischmarkt, die bei gesunden Zuständen sechs gekostet hätten. Den Auflösungsprozeß wußte er mit sorglichem Abwaschen und Präpariren aufzuhalten oder doch zu verdecken. Er behandelte die Anrüchigen mit Salz, Essig und sonstigen scharfen Essenzen, bedeckte sie mit Lorbeerblättern und Zwiebeln, veränderte ihre Gestalt und ihr Wesen und setzte sie im Umherziehen an halbbetrunkene Nachtvögel und anderes freßgieriges Volk ab als „Allerfeinste Delikateß-Fürstenhäringe." Das errungene kleine Kapital von zwanzig Talern brachte er in einen Altkleiderladen ein mit so günstigem Erfolge, daß er nach einiger Frist einen Haufen Geld, sein Kompagnon dagegen nur noch die alten Kleider auf dem eigenen Leibe besaß.

Die Bahn war frei. Mit dem Altkleidererlös trat der Brave als tätiger Teilhaber in eine Schuhfabrik und setzte das Unternehmen in Flor. Er führte die berühmten echten Pappsohlen ein, die jeder Käufer gern als Leder ansah und also bezahlte. Fünf Jahre zeigten eine Million, eine Mitgift und einen Strafprozeß, aus dem ihn ein schlauer Advokat und eine wohltätige Stiftung retteten.

Mit einer Million und der Mitgift ging er demnächst in einen Hütten- und Maschinenbetrieb als Direktor, bewährte sich löblich, kürzte unter dem Vorwand magerer Zeitläufte die Löhne um ein Viertel und gab die Ware um 10 Prozent billiger her als die Konkurrenz, so daß die Million Gelegenheit fand, ein Junges um das andere zu hecken.

Der große Krieg brach aus und brachte dem Direktor schlaflose Nächte durch die schwierigen Berechnungen, ob er dem Staate das in Auftrag gegebene Kampfmaterial nur zum dreifach zu hohen oder doch besser zum vierfachen Preise antreiben müsse. Der Krieg ging verloren. Elend zog ins Land. Die Menschen schrien nach Brot. Sie verlangten, die Reichen sollten nicht mehr zuviel von den irdischen Gütern, die Armen wenigstens genug zum Atemholen haben. Da bewährte sich unser Freund erst. Würdevoll schritt er auf den Plan und hielt eindringliche Reden. Das wohlerworbene persönliche Eigentum ist die Grundlage aller Kultur, donnerte er. Wer an das Eigentum taste, werfe die Gesellschaft auf den tiefsten Stand der Barbarei zurück. Nehme man dem Unternehmergeist das Erwerbsprinzip, so bevölkere sich die Erde mit einer Herde träger Tiere.

Mitten in einer solchen Rede rührte ihn der Schlag. An der Himmelstür geriet er in ein heftiges Gedränge. Unzählige Erschlagene und umgekommene Soldaten begehrten Einlaß, dazu Prozessionen verhungerter Säuglinge und totgeweinter Mütter. Er, der Gewaltige, war nicht mehr gewöhnt, zu warten. Sah verächtlich auf das Gewimmel um ihn und rief mit starker Stimme. Ein langer Himmelslümmel trat herfür, fragte ihn nach seinen Ansprüchen und meinte, es sei fraglich, ob überhaupt Platz für Leute mit seinen Verdiensten wäre. Das gab Auseinandersetzungen. Der Himmelsbediente ließ sich jedoch nicht einschüchtern, und als der Herr Direktor sich etwas zu deutlich äußerte, erhielt er von dem Langen einen Stoß, daß er Hals über Kopf durch die Wolken abwärts sauste ...

In einem öden und unfreundlichen Tale kam er zu sich. Im Talgrund, mit Steinen besät, sproßte kein grünes Hälmchen und hohe Felswände starrten rings. Ein gräßlicher Aufenthalt, dem er sobald wie möglich zu entrinnen versuchte. Vier Ausgänge klafften zwischen den Felsen. Er wollte den ersten passieren. Doch siehe da, wer saß mitten im Wege? Der Bauer von damals, mit dessen Holzbündeln er seinen Aufstieg begonnen. Das Holz verlangte der Bauer zurück. Den zweiten Pfad sperrten die Nachtschwärmer, wiesen bleichen Gesichts Köpfe von präparierten Heringen vor, hielten sich den Magen und forderten ihre Gesundheit. Hunderte blutende und zerrissene Füße streckten sich aus dem dritten Ausgang hervor. Sie gehörten den Käufern der echten Pappsohlen an. Und am vierten Wege standen Posten der Altkleiderhändler, der ehemalige Kompagnon und dessen Weib. Sie schwangen mit furchtbarer Gebärde einen total vermotteten, unverkäuflichen Pelz und drohten ihn damit zu ersticken.

Betrübt wandte der Eingeschlossene sich. Ihn dürstete entsetzlich nach all dieser Qual. Schon glaubte er zu verzweifeln — da ging mitten in der Schauerlichkeit des Talgrundes ein Plätschern an sein Ohr, er bückte sich und — o Wonne — unter einem verwitterten Granitblock sprudelte ein helles Wässerlein. Mit der hohlen Hand kostete er. Wunder über Wunder, es war ein zarter und feiner Säuerling von erlesenem Geschmack. Satt trank er sich bis obenhin. Seine Stirn erglänzte, und die Augen wurden freudig. Ging hin zu seinen Gläubigern und begann neue Verhandlungen. Dem Bauern machte er klar, daß er durch dieses Wasser die Gicht in drei Tagen verlieren müsse, bei den Magenkranken brauchte er nicht viel mehr Mühe, die Fußleidenden überzeugte er von der einzigen Wirkung solcher Säuerlingsbäder. Selbst das gefährliche Paar mit dem Pelz beschwor er, allerdings mit dem Versprechen, ihm dauernd das Heilwasser zu liefern mit 33 Prozent Rabatt. Alle Widersacher schleppten Krüge und Gefäße herbei, er füllte sie bereitwillig, und der Schwarm zog ab, er war frei und Herr seiner Entschlüsse.

Hoch reckte er die Arme gegen den Himmel, und dröhnend scholl sein Jubel: „Ihr wollt mich nicht aufnehmen? Wißt ihr, was ich jetzt tue? Ich gehe und suche mir einen Sanitätsrat, einen Geheimen Sanitätsrat, und baue hier an dieser Quelle ein Sanatorium, baue drei Prachthotels, errichte Spielsäle, Tennisplätze, Tanzböden und Konzertlokale, mache Abschlüsse mit den Zeitungen zur Riesenreklame, und bald wird sich ein Gewimmel von Menschen in diesem Tale tummeln, es wird das erste Bad des Weltteils werden. Mein Gewinn wird klingen, und groß wird der Ruhm meines unsterblichen Geistes sein!"

Spanisches.

Im 18. Jahrhundert war an deutschen Schulen Gottlieb Endersfelders „Kurzgefaßte Kindergeographie" (Breslau 1759) vielfach in Gebrauch. Die Wiedergabe des Gelernten hatte genau nach den Antworten im Buche zu erfolgen, der Lehrer hielt sich streng an die Fragen. Eine Probe aus diesem „Lehrbuche", Spanien behandelnd, möge hier folgen:

„Wie sieht Spanien auf der Landkarte aus?" — „Wie ein ausgebreitetes Kalbfell."

„Wie sind die Einwohner beschaffen?" — „Scharfsinnig und beständig, aber auch hoffährtig und faul."

„Was wird zu Salamanca für ein Ort gezeigt?" — „Eine Höhle, darin der Teufel Schule gehalten hat."

„Der wievielte Schüler ist allezeit sein gewesen?" — „Der siebente."

„Welche Provinz wird Spaniens Kornkammer genannt?" — „Andalusia."

„Was müssen hier die Weiber den Männern für Ehre erweisen?" — „Sie müssen ihnen bei Tische aufwarten und es ist viel, wenn ihnen auf einem Teller etwas zu essen gereicht wird."

„Welches ist das berühmteste Hospital der Welt?" — „Das Hospital zu Compestell."

„Wer darf sich nicht schämen, in diesem Hospitale zu wohnen?" — „Kaiser, Könige und Fürsten."

Das Forum.

Zwangloser Gedankenaustausch der Abonnenten.

Die Gewohnheit, die Redakteure der Zeitungen mit Zuschriften aus dem Leserkreise zu erfreuen, stammt aus England, dem klassischen Lande des Journalismus. Dort wird die öffentliche Meinung von einigen Querköpfen gemacht, die sich jedesmal, wenn sie ihr Leibblatt genossen haben, an ihren Schreibtisch setzen, um ein wutentbranntes "To the Editor" vom Stapel lassen. Dieser Brauch birgt gewisse Gefahren für das öffentliche Leben; er fälscht nämlich die öffentliche Meinung, oder vielmehr er läßt als öffentliche Meinung erscheinen, was tatsächlich nur die Ansicht von wenigen ist. Die Leute, die diese Briefe an die Redaktionen schicken, sind durchweg Menschen, die nichts Vernünftiges zu tun haben und obendrein mit einer kolossalen Portion Dünkel behaftet sind. Da sie aber die Eingesandt-Spalten der Blätter beherrschen, so glaubt die große Menge, die bekanntlich in öffentlichen Dingen selten oder nie eine eigene Ansicht hat, daß die anspruchsvollen Stilübungen der Einsender wirklich die öffentliche Meinung korrekt zum Ausdruck bringen und machen die dort vertretenen Ansichten prompt zu den ihrigen.

In der amerikanischen Presse lassen sich die Stimmen aus dem Leserkreis schon seit Jahren recht laut und deutlich vernehmen. Während des Krieges klangen sie manchmal etwas mißtönend. Es gab da vernünftige Leute von gemäßigten Ansichten, die den Vorschlag machten, die sämtlichen feindlichen Ausländer zu köpfen. Solchen Beweisen „kluger Mäßigung" und „christlicher Feindesliebe" standen jedoch auch Aeußerungen gegenüber, die stark radikal anmuteten und in mancher Hinsicht vielleicht etwas zu weit gingen. So zum Beispiel dürfte der Vorschlag, alle Personen, die ganz oder teilweise deutscher Abkunft sind, zu rädern, zu vierteilen, in Oel zu sieden und dann auf ewig des Landes zu verweisen, doch wohl bei manchen auf Bedenken gestoßen sein.

Im deutschamerikanischen Blätterwalde gibt es vor allem zwei New Yorker Zeitungen, die ihren Lesern ihre Spalten zum zwanglosen Gedankenaustausch zur Verfügung stellen. Was Grammatik und Stil anbelangt, so besteht auch in der Tat die größte Zwanglosigkeit; mit von Gedanken indessen hapert es. Da werden alle möglichen und unmöglichen Theamata „mit wenig Witz und viel Behagen" von „berufener" Seite behandelt. Mit Vorliebe legen die Einsender sich höchst pompöse Pseudonyme bei und unterzeichnen ihre Stilübungen mit Namen wie „Vox populi, Tribuna Plebis, Excelsior, Lucifer, Eine vom Gral, Klio" und dergleichen. Es läßt sich garnicht leugnen daß sich unter den Beiträgen manchmal recht gute Sachen finden; die sind aber meistens abgeschrieben; auf die Originalartikel paßt das Wort des Dichters:

„Getret'ner Quark
Wird breit, nicht stark!"

Aber selbst unter diesen Skribenten, bei denen Stupidität und Einbildung sich den Vorrang streitig machen, gibt es wackere Leute, die Humor und gesunden Menschenverstand besitzen, und die das, was sie zu sagen haben, recht gut vorzubringen verstehen. Ein solcher weißer Rabe lieferte vor kurzem einen Beitrag für eine New Yorker Zeitung, die seit geraumer Zeit ihre Leser tagtäglich mit mehreren Spalten Orginalbeiträge freiwilliger und unbezahlter Mitarbeiter malträtiert. Dieser Artikel verdient wirklich allgemeine Verbreitung. Er lautet wie folgt:

Herr Redakteur! Wenn ich die „W. und W."-Spalten lese, denke ich oft, ob die Ueberschrift Wie und Was die Leser denken, nicht lieber in Kohlgarten umgeändert werden sollte. Solch einen schönen Kohlgarten wie diesen gibt es wohl kaum. Wenn sich noch ein lateinisches Wort dafür finden ließe, wäre es noch besser, die Leser würden wunder was davon denken. Hier wächst mancher gute Kopf, den man einmachen kann, und der dann später als Sauerkohl aufgetischt wird. Der Berliner Kohl, der in solchen Plätzen wie Treptow wächst, ist gar nicht schlecht, der vertreibt die Grillen, der wissenschaftliche Kohl ist sehr gut, den hat mancher nötig, der hannoversche und bayrische Kohl scheinen letzten Winter verfroren zu sein, die Leute müssen neuen pflanzen. Der Oldenburger Kohl war etwas spät gepflanzt, kommt aber gut nach (Oldenburger Art). Der Freimaurer-Kohl hätte mir bald den Magen verdorben. Der ostpreußische Kohl scheint Würmer zu haben. Der Kohl: Wie der Berliner lebt, schießt zu hoch, muß abgeschnitten werden.

Ein gutes Kohlgericht ist garnicht schlecht, auch wenn etwas Dialekt als Gewürz hinzukommt, aber nicht zu viel. Wenn man aber zuviel aufgewärmten Kohl mehrere Tage bekommt, dann wird er mir über, und damit es den Lesern nicht über wird, will ich diese Kohlgeschichte lieber beendigen. Einer von Vielen.

Verteidiger der Hundertfüßer.

Ist nicht giftig und ist andererseits ein großer Fliegenvertilger.

Kaum irgend ein anderes Insekt ist mehr verschrien worden, als der sogenannte Hundertfüßer, — sogenannte, denn dieser Titel ist so falsch wie fast alles, was man jemals von diesem Tierchen gesagt hat. Es hat tatsächlich niemals solche Tiere von hundert Beinen gegeben, und man war blos zu träge, sie zu zählen, oder nahm sich vor lauter lächerlicher Furcht keine Zeit dazu!

Bis in die jüngste Zeit war diesen Geschöpfen auch niemals ein Fürsprecher erstanden, dessen Urteil von irgendwelchem Gewicht hätte sein können. Erst neuerdings hat sich ein solcher gefunden, in der Person des Washingtoner Naturgelehrten Dr. Joseph Curtis, welcher in einer Verteidigung der Hundertfüßer — die eigentlich „Dreißigfüßer" hätten heißen sollen — u. a. schreibt:

Vor allem ist dieses Tier nicht giftig; so lange man solches auch geglaubt hat, unter Gelehrten und Laien. Es ist in Amerika nur ein einziger beglaubigter Fall von „Vergiftung" durch einen Hundertfüßer jemals berichtet worden; und selbst diesen einen möchte ich noch bezweifeln.

Der Hergang, wie er erzählt wird, war: Eine Frau ging nachts mit nackten Füßen durch ihr Zimmer, trat zufällig auf einen Hundertfüßer und wurde zwischen den Zehen gestochen. Dem Biß folgte eine Entzündung, und die Frau litt 36 Stunden lang ziemlich heftige Schmerzen. Die Symptome hatten aber große Aehnlichkeit mit denen, welche durch den Stich einer gewöhnlichen Biene oder einer Hornißt hervorgebracht werden, und der Schmerz verlor sich ohne weitere Folgen. Auch wird mir der Fall durch die Tatsache verdächtig, daß man schon Experimente mit viel größeren Gattungen Hundertfüßer angestellt hat, und diese sich dabei stets ganz harmlos erwiesen. Soweit man weiß, ist dieses Insekt niemals aggressiv, sondern versucht alles mögliche, um zu entwischen, ausgenommen im Verlauf seiner Nahrungsjagd gegenüber Geschöpfen, denen es gewachsen ist.

Andererseits habe ich den Hundertfüßer als ein recht nützliches Tierchen für die menschlichen Interessen befunden. Er ist ein großer Fliegenfänger und tötet noch viele andere Insekten, welche zu den Plagen der Menschheit gerechnet werden. Wenn er viele Fliegen um sich sieht, so pflegt er eine Anzahl zu töten, ehe er zu fressen anfängt; gleich als ob er sich seine Mahlzeit erst verdienen wollte. Auch ist er ein Feinschmecker; statt seine Beute zu kauen, saugt er nur die weichen Körperteile aus, und läßt den Kopf, die Beine, die Flügel u. s. w. liegen. Er wagt sich mitunter auch an Insekten, die größer sind, als er selber, und erlegt sie. Während des Tages bleibt er gewöhnlich unter Türstufen oder Fensterrahmen oder in irgendwelchen geeigneten Ritzen versteckt, nachts aber geht er schneidig der Jagd nach.

Wenn er gepackt wird, versucht er oft noch dadurch zu entkommen, daß er seine in den Händen des Feindes befindlichen Beine abwirft und zurückläßt; etwa ein Dutzend dieser kann er zu irgend einer Zeit entbehren und noch immer rasch davonhinken! Und für die verlorenen Glieder wächst allemal Ersatz nach.

Sein Heim ist fast die ganze Welt, die amerikanischen Untergattungen gehören zu den tüchtigsten. In Deutschland ist er unter dem Namen Tausendfüßler bekannt.

Dienstbotenkrisis in England.

Die Dienstbotenkrisis hält in England mit größerer Schärfe an als in Frankreich, trotzdem die Lage der englischen Dienstboten günstiger ist, als diejenige der französischen. In einer Versammlung wurden die Forderungen der Dienstboten aufgestellt, welche sich wie folgt zusammenfassen lassen: 1. Die Dienstboten sollen ihrem sozialen Stande gemäß von den Arbeitgeberinnen „Frau" oder „Fräulein" tituliert werden; 2. Die Hausfrauen haben nicht das Recht, den Vornamen ihrer Dienstboten zu ändern; 3. Wenn eine Arbeitgeberin von einem Dienstboten Zeugnisse verlangt, so soll sie selbst Referenzen vorweisen können; 4. Die Dienstboten erhalten eine Zusatzentschädigung für Arbeit, die durch Besuche veranlaßt wurde; 5. Eine Hausfrau, welche abends ausgeht und ihren Dienstboten veranlaßt, auf ihre Rückkehr zu warten, um ihr bei der Nachttoilette behilflich zu sein, soll wenigstens zwei Dienstboten halten, um denselben eine genügend lange Zeit des Schlafes zu sichern. — Ein Komitee von sechs Dienstboten wurde ernannt, um den definitiven Plan auszuarbeiten, welcher einer Versammlung von Hausfrauen zur Prüfung vorgelegt werden soll.

Unsere guten Taten sind wie die Saat auf dem Felde; sie sind nicht plötzlich fertig, sondern wachsen und reifen langsam; die besten am langsamsten.